Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 9

Artikel: Gesichter überm Bärengraben

Autor: Frei, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636206

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ehrgeizes und ein Aeußeres, dem man die Bauernabstammung in keiner Weise mehr ansah.

Als nun der fleine Louis sah, mit welcher Bornehm= heit der Vater das weiße Taschentuch aus dem schwarzen Gehrod zog, fühlte er sich sofort wieder eins mit ihm. Er vergaß das Krankenbett und die schönen Geschichten und seine Blide hängten sich bewundernd an den Bater.

Die Mutter war eine einfache Frau gewesen. war sie einer guten, sogar vornehmen Familie entstammt, war gut erzogen, spielte Klavier, verstand zu lesen und sprach mehrere Sprachen. Nur eins hatte sie nicht verstanden: Diese verborgenen Talente ins rechte Licht zu rücken.

Diesen Mangel verzieh Berr Carl Weitbrecht seiner Frau nie ganz. Zeit seines Lebens hatte er danach gestrebt, vorwärts, emporzukommen. Was ihn anbetraf, so hatte er feine Dube und feine Rosten gescheut, seinen Zielen immer näher zu rücken. Und es war ihm auch manches gelungen. Er wußte aber, wie fehr außerer Glang, ein offenes Saus, gute, durch Gaftfreundschaft erworbene Berbindungen folche Bestrebungen zu fördern vermögen, und es wäre ihm in seiner Laufbahn noch weit mehr gelungen, wenn seine Frau sich auf eben diese Dinge besser verstanden hatte.

Als Carl Beitbrecht ungefähr fünfzehn Jahre alt war, hatten seine Eltern ihr winziges Gütchen verkauft und einen großen Bachthof übernommen, deffen Befiger ein alter bernischer Oberst war. Dieser Oberst hatte damals aus zweiter Ehe eine Tochter befessen, die nur wenig junger war als Carl, und die viel auf dem Gute ihres Baters weilte. Dieses Madden, das nach der Ansicht seiner Eltern unerreichbar hoch über ihm stand, gedachte sich Carl in seinen jungen und ehrgeizigen Träumen zu erringen, und da das Oberstenkind weltfremd und unerfahren war, war es ihm auch gelungen, eine fleine Jugendliebe in ihr zu entflammen. Aber dadurch, daß der Oberst seine Tochter für zwei Jahre in ein Ben-sionat nach Frankreich schickte, fiel diese Liebe von selbst in sich zusammen.

Dieses jungen Mädchens nun, das jett freilich die dreißig schon überschritten hatte, erinnerte Carl Beitbrecht in seiner Witwerschaft. Er wußte, daß Die Familie des Obersten durch irgend einen ungludlichen Zufall ihr Bermögen eingebüßt, ja, daß der alte Herr sogar die schönsten Wiesen und Aecker seines Landgutes verkauft hatte und daß nach des Obersten Tode seine Tochter sich mit der alternden Mutter, einem verwachsenen Stiefbruder und einer jungen, frankelnden Berwandten auf das geichmälerte Gut zurückgezogen hatte.

Unter fo beichaffenen Umftanden fonnte Weitbrecht in leiner jegigen Stellung wohl als ein annehmbarer Freier gelten. Er hatte sich außerdem erfundigt und erfahren, daß es Cécile - so hieß die Oberstentochter - recht schwer fiel, das Gut zu bewirtschaften, da sie mit Knechten und Mägden funktionieren mußte, und daß sie sich mit ihren verschiedenen unselbständigen Verwandten keine leichte Last aufgebürdet hatte.

Einem Manne von der Geschidlichfeit Beitbrechts fiel es nicht ichwer, einen ichidlichen Borwand gu finden, unter dem er den Ort, wo er einige seiner Jugendiahre verlebt batte, wieder aufsuchen konnte. Er nahm also sein Söhnlein bei der Hand und zog mit ihm in bester Haltung und mit einem wehmütigen Trauerblid auf dem Gutshofe auf.

Cécile, die ein gutes Gedachtnis hatte, erkannte ihn fogleich wieder, obgleich er jett einen wohlgepflegten Bollbart trug. Sie stellte ihn ihrer Mutter vor, erkundigte sich nach leinen Schicksalen und erfuhr von ihm, daß er vor wenigen Monaten Witwer geworden war. Gie nahm ohne weiteres an, daß dieses Bortommnis ihm großen Schmerz verursacht habe und bedauerte ihn herzlich. Sie holte feinem Bublein die schönsten Aepfel aus dem Reller und führte den Kleinen, um ihm Freude zu machen, zu einem Zwinger, wo eben eine schöne Berner Sennenhündin mit ihren vor einigen Wochen geworfenen Jungen sich herumtollte.

Der Bater folgte nach einiger Zeit seinem Söhnchen. besah sich ebenfalls die schönen Tiere und sagte, er habe nicht gewußt, daß Cécile auch noch Hunde züchte, und es bringe gewiß manch Unangenehmes mit sich. Doch sie belehrte ihn lebhaft eines andern, redete mit ihm über mancherlei Dinge, so daß es ihm schließlich einiges Unbehagen verursachte, zu sehen, wie sie so ganz von ihren landwirt= schaftlichen Pflichten eingenommen war, und er zweifelte schließlich, ob sich die Oberstentochter noch zur vornehmen Dame eignete, wie er sie sich wünschte. Doch sagte er sich gleich darauf, daß sie Bäuerin geworden sei aus Not und um ihre Familie gleichsam über Wasser zu halten, und daß all dies, was er jest beanstandete, sich sofort ändern wurde, wenn er Cécile in eine gunftigere Lebenslage versette.

So schied er denn nicht ohne Hoffnung, um so mehr, sie ihn herzlich zum Wiederkommen eingeladen hatte.

Als das Trauerjahr vorüber war, in welchem er, allein oder mit seinem Sohnchen, verschiedene Besuche auf dem Sofe gemacht hatte, da waren seine Plane auch schon so weit gediehen, daß er genau wußte, wie man die verschiedenen Familienglieder, die Cécile anhingen, auf eine anständige Weise versorgen und er seine Frau allein für sich behalten könnte. Er hatte auch durch einen Notar die genaue Bermögenslage Céciles und des Gutes insgeheim feststellen lassen, und eben davon hing es ab, wie die verschiedenen Angelegenheiten geregelt werden konnten. Selbst einen Räufer. der den Sof mit Schiff und Geschirr zu annehmbarem Preise erwarb, hielt er sich bereit, und auch für die edlen Sunde, die sich damals in größerer Zahl auf dem Gut befanden und mit deren Bucht sich der neue Eigentumer nicht befassen wollte, wußte er Abnehmer.

So sagen sie denn eines Sonntags auf der Bank unter einem Apfelbaum und beredeten die Sache. Cécile hatte schon vorher seine schriftliche Werbung empfangen, hatte aber weder ja noch nein gesagt, da sie ihn weder liebte, noch Abneigung gegen ihn empfand, sondern hatte beschlossen, die Lösung dem Zufall und dem Schicksal zu überlassen. Sie war nun über dreißig, hatte Jahre hinter sich, von deren Not und Bedrängnis niemand wußte, und fühlte sich manchmal müde und ausgeschöpft. Nach dem Tode des Baters und dem Bermögensverlust hatte sich der Bräutigam zurückgezogen und fich noch rechtzeitig vor einer öffentlichen Berlobung gerettet. Jest hatte fie für drei Wefen gu forgen, die in ihren feinen Serzen wohl fühlten, welche schwere Last sie für sie bedeuteten, und die gerade darum nie empfinden durften, daß sie wirklich eine Last waren. Sie liebte alle drei herzlich und mit einem zähen Familien- und Zusammen-gehörigkeitsgefühl. Und darum gab es da keine Klagen und fein Jammern. Sie führte auch fein Tagebuch. Dazu gebrach es ihr an Zeit und es hätte es gerade jemand von denjenigen einmal lesen fonnen, die es am wenigsten lesen (Schluß folgt.) durften.

Gefichter überm Bärengraben.

Von Otto Frei.

Was auf der Welt ist noch so drollig und unterhaltsam wie biese kugeligen kleinen Spagmacher im hintern Bärengraben! Und daher kommt es ja, daß sich ihr Ruf und Ruhm, wie der eines weisen Mannes, buchftablich über Die gange Belt verbreitet. Sie felber, freilich, wiffen und merten noch immer nichts von ihrer Berühmtheit Glud. Denn sonst wurden sie ja ihren Ruhm geflissentlich noch zu mehren suchen, sie wurden sich zieren, fich gu "geben" luchen und damit gerade das, was wir an ihnen fo toftlich und unvergleichlich finden, auf ganz unverzeihliche Weise preisgeben: ihre unverschminkte spihbubische Naturlichkeit. - Gott sei Dank - sie haben noch gar keinen Schliff.

Und das ist ja wohl das Geheimnis ihrer großen Berühmtheit. Denn wir Menschen, die wir uns täglich dreimal walchen, fünfmal pudern und siebenmal scheiteln, wir

hegen hinter all unserer Rultur und Geziertheit doch immer eine unbeschreiblich rührselige Schwäche für alles, was nicht gewaschen, nicht gepudert und nicht gescheitelt ist, für das Ungezierte und Spitbübischnatürliche. Siehe da — und so gewinnen diese kugeligen kleinen Spakmacher im hintern Bärengraben ohne ihr Wiffen und ohne unfer Zutun eine große, fast unverzeihlich große Macht über unser Berz jawohl, über das Herz eines jeden von uns.

Darüber könnte man ja eine lange und gescheite Abhandlung schreiben. Aber wir machen es uns leichter. Wir stehlen uns unvermerkt mitten in den dichten Rreis der Buschauer, die sich da wie zu einem ergötlichen Theater gusammengefunden haben; wir äugen verstohlen nach rechts und nach links und bliden gespannt in die vielen unterschiedlichen Gesichter, deren jedes eine so laute und deutliche

Sprache spricht.

Unanständig, sagt ihr? In Gottes Namen, so seien wir zur Kurzweil halt einmal ein wenig unanständig!

Der Raufmann.

Im Geficht dieses ewigen Rechners und Profitmachers, möchte man glauben, stehen sonst lauter Jahlen. Die Augen: zwei blinkernde Zahlen, die Rase: eine gewaltige Bahl, die Wangen: zwei schwere Zahlen, und der Mund das Gleichheitszeichen dazwischen... Lacht nicht! Denn manchmal ist in diesem Gesicht ein so deutlicher Widerstreit, daß es einen dünkt, es kame Leben in diese Zahlen und sie stünden gegeneinander auf.

Jett beugt sich der Mann über die Rundmauer.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre drolligen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Ueber das grüblerische Kaufmannsgesicht, dieses immer offene Rechenbuch, huscht es für einen Augenblid wie Befreiung und Bergeffen. Und ich weiß, nun denkt der gute Mann an alles Liebe und Schöne in der Welt, nur nicht an - Zahlen.

Die Dame.

Sie hat einen feinen, aber deutlichen Sauch von Unnahbarkeit im Gesicht; einen stillen Duft, sozusagen, der vom reichen Brunt ihrer großen sonnigen Gemächer fommt. Aus ihren Augen blidt jene seltsame ernste Feierlichkeit, die weder auf die Straße noch ins Theater, sondern nur in die Abgeschiedenheit überschatteter Gärten und etwa noch in den Glanz einer illustren Abendgesellschaft paßt. Es gibt noch solche Menschen, und alle Ausgelassenheit und lose Unsauberkeit - auch im Sarmlosesten - ift ihnen eine Qual.

Jett beugt sich die Dame über die Rundmauer.

Unten treiben die fleinen Bossenmacher ihre losen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Um den feinen Mund der Unnahbaren geistert plöglich ein ungewohntes sanftes Buden. Etwas wie ein freundliches Sonnenlichterspiel verbreitet sich mehr und mehr über ihr ganzes Antlit. Und jett - meiner Treu - jett runden sich ihre Wangen zu einem vollen lauten Lachen:

"Diese lieben fleinen Unfläte!"

Der Phlegmatifer.

Dieses Gesicht gleicht einer weiten, tragen Sügelland. schaft, über die seit Erschaffung der Welt noch nie ein Gewitter gegangen ist. Zwar — dieser Mann kann wohl noch lachen; aber er ist mit den Jahren so geruhig und erdenschwer geworden, daß er um einer Kleinigkeit willen ficherlich nicht mehr lacht. Ein gang grober faustbider Wit permag ihn vielleicht noch zu tigeln, ja; aber auch der nur für eine furze schnelle Sefunde. Denn es gibt ja längst feine neuen Wike mehr; sie sind alle alt und hundertfach verbraucht ...

Jett beugt sich der Mann über die Rundmauer. Unten treiben die fleinen Possenmacher ihre drolligen Spässe.

Und das Wunder geschieht: Ueber das Antlit des erdenschweren Mannes zudt Blit um Blit, und dazwischen rollt ab und zu dumpf ein Donner des Lachens. Man sieht — ein Mensch, der alle Lustigkeit der Welt längst ausgefostet haben will, lacht nun gang abgründig über einen neuen ewig unverbrauchten Wig.

Das Rind.

Es ist ein Kind wie andere Kinder — gesund, zappelig, vorwißig und vorlaut. Wie es an der Hand der Mutter dahertrippelt, glänzt es übers ganze Gesicht vor Lust und und froher Laune, und man denkt sich: Fürwahr, das ist nun die fleischgewordene, leibhaftige junge Lebensfreude selbst, und eine reinere Bergnügtheit und ein helleres Entzuden gibt es nicht.

Jett steht das Kind an der Rundmauer und stredt den Rraustopf durch die Gitterstäbe.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre drolligen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Das Kind lacht nicht mehr, es frächzt; es jubelt nicht mehr, es jauchzt. Und von Minute zu Minute steigt sein Entzuden, es steigt bis zur Berzudung, die keine Worte mehr hat. Das macht: das Kind hat in den tugeligen fleinen Spagmachern seine wesensverwandten Gespielen erkannt, Brüderlein und Schwesterlein ...

Der Rrante.

Müde, auf einen starken Anotenstod gestütt, hat auch er sich an diese Stätte der Rurzweil herübergeschleppt. Früher, als er noch seine roten Backen hatte, ist er unter Rameraden selber die wandelnde lachende Rurzweil gewesen; nun muß er sie allerorten suchen. Und dazu weiß er, daß das Leben mit seiner harten Sand eine Chronif des Leidens in sein Antlit geschrieben hat, so daß sein Anblid aller Welt zum Unbehagen sein muß. So tam zum Unglud noch die Berbitterung, und wer nun dem Rranten offen ins Gesicht blidt, der kann einen heillosen Trot und eine blutige Menschenverachtung aus seinen Zügen lesen.

Jest hält er an und beugt sich über die Rundmauer. Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre ulkigen Scherze.

Und das Wunder geschieht: der Kranke fährt sich mit ber Sand über die Stirn; um seine Augen wird es mehr und mehr Licht; jett lächelt er — gang zag, aber er lächelt wirklich, und für eine kleine Weile fühlt er sich wieder stark und munter und mit aller Welt ausgesöhnt — wie einst, als er noch seine roten Baden hatte.

Und der Dichter.

Er ist es gewohnt, im verwucherten Garten des Lebens alle guten Kräuter und schönen Blumen beim wahren Namen zu nennen, einen großen, vollen Kranz daraus zu winden und diesen alsdann der verwunderten Welt por die Füße zu legen. Da bleibt ihm nun an diesem Ort des harmlosesten Bergnügens nur eines übrig:

Sich von Bergen gu freuen!

Darüber, daß er hier auf einem Erdenfled fteht, wo Die letten Schranken zwischen Menich und Menich fallen. Wo man sich, über allen Zwiespalt und Hader des Tages hinweg, die Sande zur Berfohnung reicht. Wo sich alle Unterschiede der Röpfe, der Bergen und der ungleichen Geldfade - für eine Beile wenigstens - verwischen ... in jenem launigen und unvergleichlichen Lachen nämlich, das von Bergen fommt und zu Bergen geht.